

Umgang mit Toten im Wandel der Zeiten

Biologe spricht im Müllerhaus über ein Tabuthema / Das Sterben der eigenen Frau mit Fotos dokumentiert

VON HERMANN MEYER

Kirchlinteln-Brunsbrock. Der Nutzen des letzten Bildes eines verstorbenen Menschen könnte sein, dass den Betrachtern die Angst vor dem eigenen Tod ein wenig genommen wird. Dass sie mit der Trauer anders und mit dem Tod etwas gelassener umgehen. „An ihm kommen wir eben nicht vorbei“, sagt Martin Kreuels. Der Biologe referierte im Müllerhaus an der Schmomühle über „Totenbilder gestern und heute – ein Tabuthema mit Geschichte“. Knapp 20 Interessierte folgten seinen Ausführungen.

Seit 2007 setzt sich der Münsteraner fotografisch mit dem Thema Tod auseinander. Damals wurde bei seiner Frau Krebs diagnostiziert, zwei Jahre später starb sie daran. Kreuels stellte seinen Kindern 1500 Fotos ihrer verstorbenen Mutter zur Verfügung – und das Erstaunliche war, dass sie immer wieder nach dem letzten Foto griffen. „Für die Kinder sind diese Fotos ganz wichtig. So haben sie die Möglichkeit, aus einer irrealen Welt in die Wirklichkeit zurückzukommen“, meint Kreuels. Erwachsene und Kinder sähen in der heutigen Zeit

viele Bilder von Toten in den verschiedensten Medien. „Es bleibt aber alles oberflächlich und gipfelt in dem Ausspruch ‚Das betrifft uns nicht‘.“ Kreuels hat den Sterbeprozess seiner Frau begleitet und ein Ereignis, dessen Ende voraussehbar war, dokumentiert.

Wichtig sei dabei, dass die Menschen ansprechend fotografiert würden, damit die Bilder auch an die Wohnzimmerwände hängt werden könnten. Die Post-mortem-Fotografie müsse die Würde des Verstorbenen einfangen. Kreuels: „Das kann besonders für Kinder ein wichtiger Blickwinkel auf den Tod sein“, so Kreuels.

Geschichtlicher Rückblick

In einem vorangestellten geschichtlichen Abriss ging der Fotograf speziell auf die Frage ein, „wie gehen wir generell mit Leichen um?“. Etwa 6500 vor Christus wurden erstmals Masken von Toten hergestellt, zum Beispiel von den Pharaonen. Aus dem fünften Jahrhundert vor Christus gibt es zum ersten Mal Belege über die Anlegung von Friedhöfen außerhalb von Ortschaften. Die Gräber waren offen, Geruch und Anblick sind für die Menschen offenbar kein

Problem gewesen. 1000 Jahre später werden Tote verbrannt, weil sie als unrein gelten und man meint, dass damit ein Zurückkommen aus dem Totenreich verhindert wird.

Gesunde Lebende gelten als rein, während von kranken Lebenden angenommen wird, dass sie schon auf Erden von einer höheren Macht bestraft werden. Zwischen dem 6. und 15. Jahrhundert werden Friedhöfe mehr in die Ortsmitte verlegt. Sie dienen als Marktplatz, als Ort der Begegnung.

Im 13. Jahrhundert, berichtete Kreuels weiter, kommen erste Särge zum Einsatz. Während der Pestzeit (14. bis 16. Jahrhundert) herrscht Chaos auf den Friedhöfen, überall liegen Leichen und Leichenteile herum. In Frankreich entstehen zu dieser Zeit Beinhäuser. Kein Tabuthema ist der Tod im 17. Jahrhundert. Leichen werden wissenschaftlich untersucht und seziiert. Der Geruch auf den Friedhöfen wird unerträglich, und die ersten Bestatter kom-

men auf. Seinen Schrecken verliert der Tod im 18. Jahrhundert. Hinterbliebene behalten erste Souvenirs von ihren verstorbenen Angehörigen. Ein Jahrhundert später verschwinden die Massengräber und immer

mehr Einzelgräber kommen auf. Friedhöfe werden nun Orte der Ruhe und Besinnung. Die zwei Weltkriege führen dann dazu, dass sich die Menschen mit dem Tod nicht mehr auseinandersetzen wollen. Dazu kommt die Wirtschaftswunderphase. „Der Blick war nur nach vorne gerichtet“, so Kreuels.

Die Dienstleistungen rund um Krankheit und Tod nehmen zu. Sterbende kommen in Altersheime, Krankenhäuser und Hospize. „Der Kontakt zum Sterbenden wird immer mehr vermieden“, so Kreuels, „heute sterben 80 Prozent der Menschen im Krankenhaus.“ Der Tod sei das Problem der Lebenden, nicht der Toten, zitierte der Biologe einen Schriftsteller. Kreuels abschließend: „Ich habe keine Angst vor dem Tod, meine Frau ist ja schon da!“



Martin Kreuels referierte über Totenbilder. FOTO: MEYER